

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 11 (1907-1908)
Heft: 8

Artikel: Grossvater Gänlein [Fortsetzung]
Autor: Tschiftjakow, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So hat der Direktor in Oberkirch im Laufe des letzten Sommers mit seinen Schülern eine mehrtägige Reise in die Urschweiz unternommen, nachdem er vorher in der Literaturgeschichte „Wilhelm Tell“, in der Geographie die Urkantone und in der Geschichte die Entstehung der alten Eidgenossenschaft hat behandeln lassen. Den Abschluß der Reise bildete ein gemeinsamer Besuch der Tellaufführung in Wiedikon.

Wie schade!

Auf des Frühlings kleine weiße Glocken
fallen wieder
Von des Winters großen weißen flocken
Schwer hernieder.
Wenn wie gestern alte Klagen heute
Mürrisch brummen,
Muß des Herzens frohes festgeläute
Auch verstummen!

Nanny v. Escher.

Großvater Gänlein.

Erzählung von M. Tschistjakow.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Jahrzehnte waren seither vergangen. Der Knabe war herangewachsen, aber sein Spottname „Gänlein“ war ihm, obschon er bei mancher Gelegenheit einen würdigeren verdient hätte, geblieben.

Einst brach infolge von Missernte die Hungersnot im Dorfe aus. Daß „Gänlein“ gehörte zu den Vermöglichen und seine Speicher waren voll Korn. Da kam bald dieser bald jener Bauer zu ihm: „Väterchen, hilf, rette du uns, damit wir nicht zu Bettlern werden! Leihe uns Erbsen, Roggen und Hanf bis zur nächsten Ernte. Vielleicht segnet Gott unsere Felder übers Jahr; dann geben wir dir alles mit tausend Dank zurück.“

„Meinetwegen“, pflegte Gänlein zu erwidern. „Lebe ich doch selbst im Überfluß. Wer nichts hat, kann freilich auch nichts geben — aber so — komm nur, komm zu mir herein!“

Er hatte eine große Familie, verheiratete Söhne und Töchter und sogar schon Enkel. Manche von seinen Kindern fingen an, ihm vorzuwerfen, daß sie selber bald nichts mehr zu essen haben würden; aber er hatte genau berechnet, wie viel sie brauchen würden, um sich notdürftig bis zur nächsten

Ernte durchzuschlagen und fuhr fort, von dem Seinigen an die Bedürftigen auszuteilen. „Wenn das Feld dem Menschen nichts mehr geben will, dann muß der Mensch mit dem Menschen teilen; darum leben wir in Dörfern beisammen, um einander auszuhelfen; darum versammeln wir uns im Rat, um gemeinsam zu richten, und in Gottes Kirche, um uns gegenseitig zu lieben. Was wäre das aber für eine Liebe ohne Hilfe? In der Hilfe liegt die Liebe. Liebe ohne Tat ist leicht; leicht ist's auch, andere bemitleiden, sich satt essen und auf den Ofen zu liegen, oder wie ein altes Weib zu jammern und zu klagen. Das ist nicht Christentum, sondern Heidentum!“

So sprach Gänzlein, seine Worte durch die Tat bekräftigend. Aber er schaute der Zukunft doch mit Besorgnis entgegen. Die Wintersaat ging gut auf. Wenn die Bauern im Winter Holz aus dem Walde holten, blieben sie oft vor ihren Feldern stehen, blickten mit froher Hoffnung auf die grüne Saat und sagten: „Gott wird's ja geben!“ Der Winter war kalt aber schneereich, das gab den Bauern neue Hoffnung und sie lebten wieder auf. Viele von ihnen hatten bereits Kühe und Pferde verkauft, weil sie das Stroh selber fein zerhackt und mit Mehl vermischt kauen und aßen. Was noch an Brot aufzutreiben war, bekamen die Frauen und kleinen Kinder, Schafe und Schweine wurden in den Wald gejagt, wo die Schweine sich unter dem Schnee Wurzeln und Eicheln ausgruben und die Schafe an den Bäumen Ästchen und Knospen beknusperten. Nicht selten kaute der Schäfer selber an einem weichen Zweig in dem Wahn, hiermit den ärgsten Hunger zu stillen, während es diesen doch nur noch mehr reizte. Es war wehmütig, die bleichen, eingefallenen Gesichter der Bauern zu sehen, die trüben, eingesunkenen Augen, die langsamen Bewegungen, alles Anzeichen der Schwäche und Mutlosigkeit. Bald brachen Krankheiten infolge der ungesunden Nahrung aus. Die Menschen starben dahin wie die Fliegen, und manche von ihnen stellten selber die Kerze unter den Heiligenbildern auf und legten sich unter letztere nieder, wenn auch nicht gleichgültig den Tod erwartend, so doch mit Genuß. Die Milch der Mütter versiegte, und mit Verzweiflung sahen sie vor ihren Augen die Säuglinge dahintwelken, hörten das Stimmchen immer schwächer und schwächer werden, das Weinen matter, bis endlich alles ganz verstummte, alles, nur nicht das Schluchzen der Mutter. Es folgte ein wunderschönes Frühjahr; in den Feldern wuchs und blühte alles üppig. Die Tiere lebten auf und die Menschen mit ihnen und erwarteten mit hungriger Ungeduld den Sommer. Aber dieser brachte wenig Freuden, die Hitze wurde unerträglich, das Korn verdorrte vor der Reife. Schweigend versammelte man sich, schweigend saß man in trübseliger Trauer beisammen und ging dann wieder auseinander. Da entstand eines Morgens eine ungewohnte Bewegung im Dorfe. Alle eilten zur Kirche, wohin der russische Bauer sein Leid und seine Freude zu tragen pflegt. Es kam eine tröstliche Kunde, die Regierung sandte Hilfe und

wies den Bauern Arbeit in verschiedenen Gouvernements an, um sie für die nächste Zeit zu versorgen. Der russische Bauer hängt mit ganzer Seele an seiner Familie und seinem Herd. Das Herz tut ihm weh beim bloßen Gedanken, sich von den Seinen zu trennen. Ein Gefühl, das sich beim Gebildeten in heiße Vaterlandsliebe verwandelt. Doch hier war nichts zu tun; alle zerstreuten sich auf verschiedene Seiten. Und das „Gänslein“?

Außer Entbehrungen und Not hatte er viel Vorwürfe von seiner Familie zu hören. Lange schwieg er, aber zuletzt, die Geduld verlierend, sagte er: „Was ist denn da zu tun? Die andern haben nichts, und wir haben auch nichts. Kann denn das Essen anschlagen, wenn um dich herum alles vor Hunger schreit? Wirfst man doch dem Hunde einen Brocken zu, wenn man selbst ißt. Und erst gar ein Mensch! Das ist ja Blut von deinem Blute, und derselbe brüderliche Atem.“ Am schwersten wurde sein Herz beim Abschiede. Da brachen die Seinen in lautes Wehklagen aus: „Das ist dein Werk! Jetzt müssen wir in alle Himmelsgegenden betteln gehen! Dazu hast du uns gebracht!“

„Versündigt euch doch nicht beim Abschied!“ sagte er mit bewegter aber fester Stimme. „Betteln gehen! Betteln tut nur der Faulenzer, der Tunichtgut, der arme Krüppel. Uns aber reicht die Regierung Arbeit und Brot nicht wie Bettlern, aber wie braven Untertanen. Vielleicht ist uns Gott gnädig und wir kehren alle zurück, gesund und lebendig und feiern ein frohes Wiedersehen. Arbeitet nur redlich und bleibt ehrlich; dann ist's überall gut leben und sterben. So lebt denn wohl — laßt uns zusammen beten und uns dann trennen. Alle verstummten in andachtsvoll gerührtem Schweigen. Nach gemeinsamer Andacht umarmten sie sich, und gingen auseinander.

Unser Gänslein war nun in Petersburg. Er arbeitete fleißig, hielt sich vortrefflich. Er sparte jeden Kopfen und achtete auf seine Gesundheit. Die anderen vergaßen bald Hunger und Not, verwöhnten sich, fingen an, in Wirtshäuser zu gehen und Schulden zu machen. Das „Gänschen“ trank Wasser und Kwas,*) aber Brantwein und Tee ließ er stehen. An Feiertagen ging er in die Kirche, ruhte sich dann aus, und setzte sich irgendwo in die Sonne, auf die Balken des Bauplatzes. In Gedanken stellte er sich alle die Seinen vor, und nannte einen jeden derselben beim Namen. Wenn das Heimweh ihn übermannte, so bekreuzte er sich und ging rasch an seine Arbeit, und sein Herz wurde leichter. Einst saß er so am Ufer des Kanals. Seine Kameraden hatten sich alle zerstreut. Er mochte sich ihnen nicht anschließen, und ganz besonders schwer wurde ihm an diesem Tage seine Einsamkeit. Mehrmals rechnete er nach, wie lange er noch in Petersburg bleiben müsse, und fing dann immer wieder von vorne an, an den Fingern abzuzählen, als könne dies den erwünschten Zeitpunkt näher bringen.

*) Ein aus gegorenem Brot bereitetes Getränk.

Ein älterer Herr in vornehmer Kleidung ging vorüber. Sein freundliches und gutes Gesicht war sorgenvoll, und man sah ihm an, daß er viel zu denken gewohnt war und nicht nur an sich selbst. Beim Anblick des Bauern, der unbeweglich, den Kummer im Antlitz, darsaß, blieb er stehen und sagte zu ihm:

„Guten Tag, Bäuerlein!“

„Guten Tag, Väterchen.“

„Was sitzt du denn hier so mutterseelen allein?“

„Heute ist Feiertag, Väterchen; da ruht man von der Arbeit aus. Der Mensch ist nicht aus Eisen; und auch das Eisen stumpft zuletzt ab. Wenn man so eine Woche lang gearbeitet hat und es kommt ein Feiertag — ach, wie freut man sich auf die Ruhe!“

„Natürlich, natürlich! Aber warum sitzt du allein? Warum gehst du nicht zu Bekannten, zu Kameraden?“

„Ich habe Niemanden, Herr, und vor dem Wirtshaus hat mich meine Mutter gewarnt noch auf dem Totenbett, wie vor dem Feuer.“

„Bist du von weit her?“

„Ja, Väterchen.“

„Hast du Familie daheim?“

Der Bauer seufzte so tief, so aus vollster Seele, als habe sich ihm der lange angesammelte Gram plötzlich als großer Stein aufs Herz gelegt. Der reiche Mann bemerkte dies und bereute seine Frage.

„Eine Familie?“ wiederholte der Bauer. „Ja, das habe ich, eine große. Aber die Hungersnot kehrte bei uns ein, so haben wir uns alle zerstreut, hierhin und dorthin. Und wo sie jetzt alle sind, und wie es ihnen gehen mag — Gott allein weiß es!“

„Und dir selber, wie geht es dir hier? Leidest du keine Not?“

Gottlob nein! Arbeit gibt's genug. Meine Arbeitgeber sind gut und großmütig, an Kleidung, Stiefeln, Nahrung fehlt's nicht. Und die Behandlung ist auch gut.“

„Und doch möchtest du heim?“

„Ja, wie sollte ich nicht, Väterchen? Wenn ich nur daran denke, Feiertags, so fängt das Herz in mir zu beben an, zu beben, wie ein Böglein. Aber wozu davon reden? Die Arbeit ist noch nicht fertig.“

„Wenn sie aber fertig sein wird?“

„Dann, dann hält mich nichts mehr hier. Keine Minute länger bleib ich in Petersburg. Setz mich auf einen Karren und — heim, heim, heim! Ob ich zu Fuß gehe oder unterwegs aufsitze — es ist mir alles einerlei; gebe unser Herrgott nur es zu erleben, und daß ich die Meinen gesund wiederfinde.“

Er bekreuzte sich.

„Für den Fall, daß du Arbeit oder irgend eine Hilfe brauchen solltest, mein Freund, so nimm diesen Zettel; frage den ersten besten, der lesen kann, nach mir, und er wird dich zu mir führen. Ich aber werde dir Arbeit geben oder was du sonst nötig hast.“

„Danke mein Herr, danke für die christliche Absicht!“

„Wie heißt du?“

„Swan.“

„Und der Familienname?“

„Was für ein Familienname, Väterchen?“

„Nun ich meine, dein Zuname.“

„Mein Zuname, Väterchen, ist ein bäurischer, man nennt mich nur das Gänkslein.“

Das Frühjahr war gekommen. Die Aprilsonne wärmte die Erde mit milder jugendlicher Wärme, und der Schnee schmolz. Von den Bergen flossen überall die Bäche herab und murmelten dumpf unter dem Schnee der Schluchten. Auf den Hügeln und am Waldsaum schaute bereits das Erdreich aus dem Schnee hervor — Hänflinge, Finken, Meisen und Drosseln flogen scharenweise fröhlich von Baum zu Baum, Winterkälte und Winternot waren vergessen; sie hackten in der Erde herum, pickten die Samen der vertrockneten Gräser, tranken Schneewasser und sangen den Winter mit fröhlichem Zirpen und Flöten zu Grabe. Das Gras fing bereits an zu grünen. Aus den Schollen der aufgetauten Erde schaute hier und dort ein Hälmschen heraus, wie ein soeben aufgewachtes Kind aus der Wiege. Überall atmete unsichtbar Gottes Schöpferliebe, und der Himmel schien der Erde näher zu sein als sonst. In dieser Zeit erlebt die Seele Wunderbares; ihr wird wohl und unsagbar wehe zugleich. Jedes vergessene Leid, jedes längst verstummte Herzwelch wird wieder erweckt, doch nur zu einem weichen, stillen Wiederhall. Die Kindheit steht mit ihrer Sorglosigkeit oder ihren trostlosen Verlusten, selbst ein unersehlicher Verlust, in unerreichbarer Ferne und winkt mit traurigem Abschiedsgaß herüber. Die Zukunft scheint nicht ernst und drohend, sondern wie der tiefe, blaue Himmel; du schaust hinein und mit jedem Blick weiter und weiter, und es ist dir, als müßtest du jeden Augenblick etwas Wunderbares, etwas Heiliges erblicken, bis zu seinem Ende kommen; aber ein Ende hat er nicht, und immer möchte man noch weiter schauen, obgleich der Blick im strahlenden Lichte zerfließt . . . Die Gegenwart, was um den Menschen und in ihm vorgeht, scheint verschwunden; er ist wie in einem Dämmerungsschlafe, und kommt sich selbst wie ein anderer vor. Und diese zarten Regungen von tausend verschiedenen Gefühlen und Eindrücken wecken die Seele zu wunderbarer Güte und Stille, die in religiöser Andacht ausklingt in wehmütiger, heiliger Liebe zu allem Erschaffenen. Die Seele möchte sich vom Körper losreißen,

wie der Vogel aus seinem Käfig, aus der Welt fliegen und alles mit sich nehmen, was ihr hier teuer war.

Von den Strahlen der Sonne erwärmt, gingen acht Bauern auf dem Sandweg zwischen den Wäldern dahin. Auf den ersten Blick sah man ihnen an, daß sie von der Arbeit heimkehrten; jeder hatte ein Bündel auf dem Rücken, über dem bei einigen ein Paar riesige, weiße, noch nicht geteerte Stiefel hingen. Der eine hatte eine alte, abgenützte Flinte; wieder ein anderer eine Gitarre, der mehrere Saiten fehlten, ein anderer wieder trug eine Art in einem Lederfutteral, und ein paar Männer hatten Sensen, die mit Lappen umwickelt waren. Mehrere hatten Ziehharmonikas in den Händen. Obgleich sie müde waren, plauderten sie doch heiter, und lachten gutmütig über die eigene Müdigkeit. Die Besitzer der Ziehharmonikas ließen von Zeit zu Zeit ein paar Töne erklingen und freuten sich an dem zitternden Echo, das der hohe, kahle Wald zurückgab. Der Frühling verfehlte auch auf die Bauern seine Wirkung nicht. Die Eindrücke, warm wie die Sonnenstrahlen, drangen auch ihnen in die Seele. Allmählich verstummten die Gespräche, die Späße und die Töne der Ziehharmonika; man hörte nur noch Vogelgezwitscher, Quallengemurmel und die regelmäßigen Schritte der Wandernden. Ein jeder dachte an das, was seiner Seele am nächsten war, sei es Leid oder Lust. Da unterbrachen einige Stimmen das Schweigen: „Nun, Gottlob! Da ist ein Wirtshaus.“

„Rasten wir“, sagte einer von ihnen.

„Und trinken wir eins zum Abschied“, sagten mehrere.

„Selbstverständlich! Zum Abschied gehört sich das so, wozu wäre denn sonst die Kameradschaft?“ sagten alle bis auf einen einzigen.

„Was schweigst du, Gänsslein? He? willst wohl die Kameradschaft verachten?“

„Die Kameradschaft achte ich wohl, aber trinken mag ich nicht mit euch,“ erwiderte Gänsslein.

„Achten, achten!“ neckte ihn ein alter Mann: „ja mit was willst du sie denn achten?“

„Damit, daß ich dich bei den Füßen nehme, wenn du nachher trunken auf der Straße liegen bleibst, und dich bis zum Dorfe schleife. So will ich dir meine Achtung zeigen!“

„An den Füßen? Ach du! Ich will dich lehren mich an den Füßen zu schleifen, du Dummrian du! Kommt Kameraden, laßt ihn schwagen.“

Die Männer traten ein. „Gänsslein“, sagte ein junger Bauer freundlich. „Willst nicht trinken, so setz dich wenigstens zu uns, warum denn nicht? Wir haben so lange zusammen gelebt und gearbeitet! Vielleicht sehen wir uns nie wieder.“

„Danke, Stjepan. Du weißt, daß ich keinen Schnaps in den Mund

nehme; wozu dabei sitzen und zusehen wie andere trinken und Reden führen, daß man sich schämen muß? Mir ist das Herz schwer. Kehre ich jetzt heim, Gott weiß, wen ich finde, vielleicht die leeren Wände.“

„Hör doch auf . . . Gott ist barmherzig.“

„Das ist er. Aber sind wir seine Barmherzigkeit wert? Du warst ja selber mit in der Stadt. Du mein Gott, wie geht es dort zu! Trunk und Lüge, Diebstahl, Betrug und Faulenzerei . . . Und wenn einer hinkommt, von Fern, vom Weltende her und fünf Jahre lang dort lebt — währenddessen sein Weib sich daheim zu Tode arbeitet, die Kinder ohne Brot weinen und schreien und schreien — das macht ihm wenig Sorge: wie ein Ungetaufter hungert er herum und faulenzet. Was braucht so einer noch Barmherzigkeit? Von solchen kommt alles Übel her.“

„Stjepan! Stjepan!“ rief hier zum Fenster der beleidigte Alte heraus. „Was schwachest du mit dem Gänselein? Komm schnell Bruder. Hier gibt's was für dich zu tun, und du stehst und verlierst deine Zeit!“

„Also du kommst wirklich nicht mit?“ fragte Stjepan hastig.

„Nein, ich habe keine Lust. Vergnügt euch ohne mich!“

Stjepan lief hinein. Gänselein setzte sich in den Sonnenschein, nahm Brot aus seiner Tasche, streute Salz darauf, bekreuzte sich und fing an zu essen. Vor seinem Geiste stieg die heimatliche Hütte auf: dort geht sein Weib und treibt die Kühe und Schafe zur Tränke, hinter ihnen geht der große Hund. Die Kühe und Schafe trinken und blicken dazwischen wie fragend auf die Wiesen, ob sie bald grünen und blühen werden. Die Frau schaut wehmütig in die Ferne, den Weg entlang. Die Kinder spielen im Hofe fröhlich in Sonnenschein und Frühlingstfreiheit. Ein lockiges, kleines Lamm hüpfte aus dem dunklen warmen Stalle, macht ein paar ungeschickte Sätze und bleibt dann stehen, vom ungewohnten Sonnenglanz geblendet, und scheint zu denken: warum ist es hier so hell? Ist das gut oder wäre es vielleicht noch besser, es wäre ebenso dunkel wie drinnen im Stalle? Das törichte Geschöpf, es fühlt noch nicht, wie schön und froh die liebe Gotteswelt ist! Die Seele Gänseleins wurde weit in jenem süßwehmütigen Gefühl, in dem Liebe und Schmerz, Hoffnung des Wiedersehens, Bedauern und Bangigkeit unklar zusammenfließen und im Herzen widerhallen wie das Klingen von tausend fernen Saiten, oder das Summen von Bienenschwärmen in der schlummernden Luft eines heißen Sommertages.

Aus der Wirtsstube schallte Lärm, Geschrei und unzusammenhängende Reden. Immer lauter wurde es. Plötzlich klorrte eine Scheibe und fiel in Scherben herab. Das Gänselein sprang auf. „Pfui,“ sagte er ärgerlich, „so endet es jedesmal; das soll Kameradschaft sein! Ich gehe fort.“ Er ging langsam weiter. Nachdem er etwa fünf Werst gewandert war, erblickte er vor sich auf der Straße einen Bauern, der sich schwankend und stolpernd

vorwärts schleppte; von Zeit zu Zeit fiel er, kratzte mit den Händen im Schnee, stand auf, schwankte und fiel wieder hin.

„Wieder ein Betrunkener! und dazu noch ganz allein. Wie leicht kann der verunglücken oder erfrieren!“

Als er ihn eingeholt hatte, sagte er zu ihm: „Schämst du dich nicht, Bruder? Am helllichten Tage!“

Aber der Fremde sagte mit schwacher, zitternder Stimme, indem er wieder zu Boden fiel: „Väterchen! verlaß mich nicht! Hilf mir! Ich kann nicht mehr! ich sterbe!“

Das Gänselein wollte ihm zu Hilfe eilen, trat aber erschreckt zurück; das Gesicht des Fremden drückte unsagbares Leid aus; seine Züge waren verzerrt, die Augen verdreht und die Augenlider bewegten sich im Krampfe.

„Herr Jesus Christus!“ sagte Gänselein ratlos in seiner Angst. Unterdessen warf sich der Unglückliche nieder, schlug mit dem Kopf und den Füßen auf den Boden und griff krampfhaft mit den Händen in den Schnee. „Väterchen!“ wimmerte er: „das ist der Tod!“

(Schluß folgt.)

Bücherchau.

■ An dieser Stelle verzeichnen wir diejenigen Schriften, welche ihrer charaktervollen Darstellung oder ihres belehrenden Inhaltes wegen wirklich lesenswert sind. Bedeutungslose Arbeiten erwähnen wir nicht mehr, behalten uns dagegen vor, hervorragende Bücher gelegentlich in ausführlichen Artikeln zu besprechen.

Die bekannte Verlagsbuchhandlung E. M. Seemann in Leipzig sendet uns Proben von den folgenden drei Unternehmungen:

1. *Meister der Farbe*. Von großer Treue ist die farbige Reproduktion des *Böcklin-Portraits* von Moritz Köbbecke in der Februar-Nummer. Hugo Bogels „*Junge Mutter*“ mit dem drallen kleinen Buben auf dem Arm ist ein typisches Beispiel für die Art dieses Künstlers. Ein verwünschenes, wie verzaubert aussehendes Schloß stellt Franz Hoffmann-Fallersleben, ein Nachkomme des Dichters, in seinem „*Alten Neste*“ vor uns hin. Neben der deutschen Kunst ist auch die ausländische vertreten, und zwar durch den Dänen Wentorf, den Russen Iwanow und den Engländer F. Leighton, dessen klassisches Bild „*Das Bad der Psyche*“ aus der Londoner National-Gallery hier in einer außerordentlich treuen Reproduktion wiedergegeben ist. Noch reicher ist die ausländische Kunst in dem inzwischen gleichfalls erschienenen Märzheft vertreten. Hier fesselt vor allem das Bild einer alten Bibelleserin von dem Holländer Bisshop, „*Im Lichte der Bibel*“, den Beschauer; dann „*Der Raub der Proserpina*“ von Walter Crane, eins der wenigen englischen Bilder, die anlässlich der Karlsruher Jubiläumsausstellung von 1902 in die Badische Landes-Galerie gekommen sind. Am längsten aber versenken wir uns in die Betrachtung von Fr. Uhdes „*Kinderstube*“, die die Hamburger Kunsthalle zu ihren Schätzen zählt.

2. *Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts*. Seit Anfang dieses Jahres tritt die Verlagsbuchhandlung abermals mit einer neuen Sammlung auf den Plan, die obigen Titel führt. Einhundert farbige Reproduktionen nach Gemälden (vollständig in 20 Lieferungen zum Abonnementspreis von je 2 Mark).